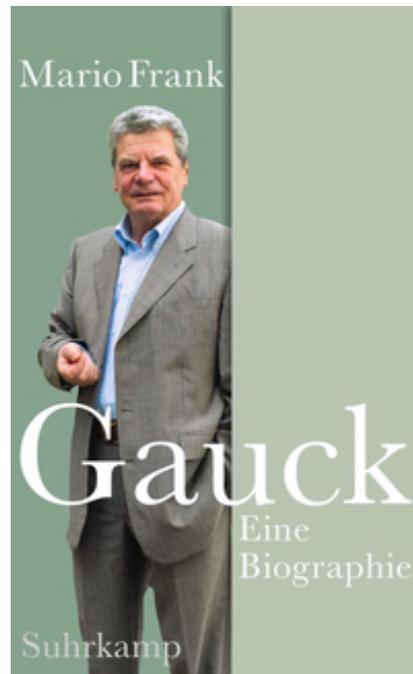


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Frank, Mario  
**Gauck**

Eine Biographie  
Mit zahlreichen Abbildungen

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42411-7

SV



Gauck  
Eine Biographie

*von Mario Frank*

Suhrkamp

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,  
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42411-7

# Inhalt

Begegnungen . . . . .	7
Seeleute sind immer abwesend . . . . .	13
Abgeholt . . . . .	44
Der lange Weg zu Gott . . . . .	85
Der junge Pastor . . . . .	97
Krisenjahre . . . . .	143
»Der Norden wacht auf!« . . . . .	188
Abgesang . . . . .	228
Ein neues Leben . . . . .	255
Das Erbe des Kraken . . . . .	292
Privatier . . . . .	317
Bundespräsident . . . . .	351
Dank . . . . .	386
Bezüge der Kapitel . . . . .	388
Quellenverzeichnis . . . . .	404
Bildnachweis . . . . .	416



# Begegnungen

Joachim Gauck ist nicht groß. 1,76 Meter laut Reisepass, er wirkt größer. Ein starker Mann mit großer innerer Kraft. Mit einer Ausstrahlung, die durch ein außerordentliches Leben in einer dramatischen Zeit geprägt worden ist. Er wirkt ernster, als ich ihn mir vorgestellt habe. Die erste halbe Stunde: ein Abtasten. »Es ist mir eine große Freude und Ehre«, sage ich zur Begrüßung. »Das werden wir noch sehen«, entgegnet er knurrig. Dann übergangslos ein Eisbrecher: »Hätten Sie nicht warten können, bis ich tot bin?« Ich zeige ihm die damalige Idee zum Titel des Buches: *Die Wege des Herrn Gauck*. Er legt die Hand auf das Papier, deckt das Wort Gauck ab. Sofort hat er den Ansatz erfasst. »Wie finden Sie den Titel?«, frage ich. »Witzig«, entgegnet er, »aber vielleicht zu blasphemisch, ich muss darüber nachdenken.« Er sagt öfter »ich muss darüber nachdenken«, wenn er von etwas nicht überzeugt ist.

Dahinter steckt: Joachim Gauck sagt nicht gern nein. Er vermeidet es, anderen einen Wunsch abzuschlagen. Das könnte sie verletzen, eine negative Stimmung erzeugen. Als ich die Bitte äußere, seine kirchliche Personalakte einsehen zu dürfen, sagt er wieder: »Darüber muss ich nachdenken.« Als ich bei anderer Gelegenheit nachhake, stellt er hilflos die Frage an sich selbst: »Ja, warum möchte ich das eigentlich nicht?« Die Antwort gibt er selbst: »Mein Staatssekretär hat mir dringend davon abgeraten.« Gauck windet sich um ein »nein, das möchte ich nicht« herum.

Wir sitzen an seinem runden Besprechungstisch im Schloss Bellevue mit Blick in den Schlosspark. Gauck ist vorbereitet. Er weiß, dass ich schon mit vielen in seinem Um-

feld gesprochen habe. Er interessiert sich für meine frühere Arbeit, will dies und das zu meinen bisherigen Büchern wissen. Tatsächlich aber geht es zwischen uns nur um die eine Frage: Vertrauen oder nicht vertrauen. Nach dreißig Minuten hat er sich entschieden. Er wird an dem Buch mitwirken, Informationen dazu beitragen und meine Fragen beantworten. Seine Begründung überrascht mich. Meine Ulbricht-Biographie hat bei ihm den Gedanken ausgelöst: »Mein Gott, da steckt aber eine Menge Arbeit drin.« Und aus der Tatsache, dass ich Geschäftsführer des Spiegel-Verlages war, hat er den Schluss gezogen: »Sie gehören nicht zu denjenigen, denen es beim Schreiben in Wahrheit um sich selbst geht und nicht um den, über den sie schreiben.« Dann wieder ein übergangsloser Stimmungswechsel: »Sie können doch kein Interesse daran haben, dem Bundespräsidenten Schaden zuzufügen!«

Er sieht am Ende seines Arbeitstages sichtbar müde und erschöpft aus, ist aber intellektuell hellwach. Unser Gespräch folgt nicht dem Prinzip von Frage und Antwort. Wenn ich eine Frage stelle, sprudeln Sätze aus ihm, als hätte man einen Wasserhahn aufgedreht. Gauck ist auf Sendung geschaltet, nicht auf Empfang. Er formuliert präzise. Was er sagt, hat Struktur, kreist aber nur in weitem Bogen um das von mir angeschnittene Thema. Am Ende unseres ersten Gesprächs betont er: »Ich kann natürlich auch anders.« Er meint, dass er sich auch auf die Beantwortung meiner Fragen konzentrieren könnte, statt selbst die Themen zu bestimmen und nur das zu erzählen, was er preisgeben möchte.

Ja, das könnte er selbstverständlich. Er tut es aber nicht. Auch nicht bei unseren weiteren Treffen. Ich lerne, dass das System hat und kein Zufall ist. Der Bundespräsident ist bereit, mit mir zu reden, weil er Einfluss nehmen will. Auf mich, auf das Bild, das ich von ihm zeichnen will, auf das

Buch, das von ihm handeln wird. Das ist legitim und Alltag im politischen Geschäft. Wohl fast jeder Mensch hat den Wunsch, ein gutes Bild von sich abzugeben. Durch seinen Redefluss gibt Joachim Gauck die Themen vor, über die wir sprechen. Meine Möglichkeiten, Kritisches anzubringen, vielleicht unangenehme Fragen zu stellen, sind dadurch schon rein aus Zeitgründen eingeschränkt. Der Bundespräsident wirft wie ein Projektor das Bild von sich auf die Leinwand, das er in der Öffentlichkeit von sich sehen will.

Ich verstehe das als eine Technik im Umgang mit den Medien, die er im Laufe seiner Karriere bis zur Perfektion entwickelt hat. Dabei ist er durch eine doppelte Schule gegangen. In der DDR musste er lernen, mit staatlichen Autoritäten, einschließlich der Staatssicherheit, umzugehen, um bestimmte berufliche und persönliche Ziele zu erreichen. In der Bundesrepublik stand er als Bundesbeauftragter für die Stasiunterlagen jahrelang im Scheinwerferlicht der internationalen Medien und war den kritischen Fragen ihrer Journalisten ausgesetzt. Das Ergebnis ist, dass Gauck heute scheinbar locker und frei von der Leber weg spricht und zugleich alles, was er sagt, druckreif ist. Dabei verwendet er nicht die übliche, genormte Sprache der Politik, sondern hat seine eigene, authentische Klangfarbe. Dennoch ist alles, was er mitteilt, vollkommen kontrolliert. Er gibt nichts preis, womit er nicht zitiert werden könnte. Das ist eine Fähigkeit, die in dieser Perfektion nur wenige beherrschen.

Dennoch: Hinter der offiziellen Rolle, die sein Amt von ihm fordert, bleibt das Ich von Joachim Gauck unverkennbar. Seine Identität schimmert durch den Habitus des Bundespräsidenten hindurch. Wenn es etwa um seine Gegner geht, wie den letzten DDR-Innenminister, Peter-Michael Diestel, richtet sich Gauck innerlich auf. »Wer kennt den denn heute noch?«, fragt er mit aggressivem Unterton. »Die-

sem Typen sollte man nicht zu viel Raum einräumen.« Ähnliches erlebe ich, als ich nach der Adresse eines Verwandten von ihm frage, den ich gerne interviewen würde. »Was wollen Sie denn von dem«, reagiert er gereizt. Er möchte nicht, dass ich mit dem Betreffenden rede. In Joachim Gauck wohnt unübersehbar auch ein cholerasches Element, das er nicht verbergen kann. Dabei braust er nicht auf oder wird gar laut. Es gärt nur sichtbar in ihm, wenn er auf vergangene Ereignisse angesprochen wird, die ihn emotional berühren. Er atmet dann heftig und knurrt auch schon mal.

Ich berichte ihm von Manfred Manteuffel, Ende der achtziger Jahre Kirchenreferent beim Rat der Stadt Rostock und staatlicher Ansprechpartner für die Kirchenleute in Rostock. Die Stasi führte ihn unter dem Decknamen »Scheeler« als Inoffiziellen Mitarbeiter. Gaucks Augen verengen sich. »Und was halten Sie von dem?« Ich habe meine Antwort noch nicht zu Ende gesprochen, als der Bundespräsident schon zustimmend nickt. Er denkt ungeheuer schnell, und sein Erinnerungsvermögen an Namen und Ereignisse ist erstaunlich. Diesbezüglich verfügt er über besondere Gaben. Bei unserer dritten Begegnung erlebe ich eine große Überraschung. Kaum haben wir uns gesetzt, packt er aus seiner Tasche persönliche Unterlagen aus. Alte, abgelaufene Reisepässe und Personalausweise der DDR und der Bundesrepublik. Seinen handschriftlich geführten Kalender des Jahres 1989. Ein Fotoalbum *Unser Kind* mit Babyfotos und Kommentaren seiner Mutter Olga über seine ersten Lebenswochen und -monate. Ein weiteres Fotoalbum mit Bildern des Jugendlichen. Wir blättern gemeinsam durch die Alben, und er erklärt mir die verschiedenen Situationen, in denen die Bilder entstanden sind. Dann drückt er mir alles in die Hand. Ich darf die Sachen mitnehmen – einfach so. »Das ist ein großer Vertrauensvorschuss, den ich Ihnen hiermit ent-

gegenbringe«, sagt er dabei streng und sieht mich fast grimmig an. Mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt, wie Joachim Gauck in Sekundenbruchteilen zwischen herzlich und hart hin- und herwechselt. Schon beim nächsten Satz strahlt er wieder über das ganze Gesicht. »Aber ich habe ja gehört, dass Sie seriös sind.« Er lacht.

Im Anschluss an diesen Termin warten Diplomaten auf ihre Akkreditierung. Der Zeitrahmen für unseren Termin ist bereits um zehn Minuten überzogen, als zum ersten Mal eine Mitarbeiterin des Bundespräsidialamtes ein Zeichen gibt, dass er zur nächsten Verpflichtung muss. Nach fünfzehn Minuten tritt sie erneut ein, diesmal energischer. »Herr Bundespräsident, es ist Zeit, Sie müssen sich noch umziehen und zu Mittag essen.« Gauck, ein wenig widerwillig: »Ach, dann lassen wir das Mittagessen weg.« Seine Mitarbeiterin fürsorglich: »Nein, das geht bis in den späten Nachmittag, Sie müssen etwas essen.« Gauck ist trotz sichtbarer Terminnot und Zeitdrucks fast verzweifelt bemüht, mir jede Minute zu widmen, die ihm möglich ist. Nachdem er sich einmal entschieden hat mitzuwirken, tut er es nicht mit angezogener Handbremse. Wenn schon, dann richtig.

Bei anderer Gelegenheit klingelt mein Telefon. Anrufer unbekannt. Ich nehme ab, der Bundespräsident ist am Apparat. Direkt, ohne vermittelnde Sekretärin: »Herr Frank, wir sind heute verabredet, ich muss mich entschuldigen, es geht leider nicht. Bitte nehmen Sie mir das nicht übel, wir machen schnell einen neuen Termin, vielleicht schon diese Woche, aber heute geht es wirklich nicht.« Ich bin so verdattert, dass ich etwas wie »macht doch nichts« ins Telefon stottere. Er müsste nicht selbst anrufen, sondern könnte mir das durch seine Sekretärin ausrichten lassen. Aber er nimmt sich die Zeit und macht sich die Mühe, mir die Nachricht persönlich zu übermitteln.

Diese Art, mit anderen umzugehen, ist ein wesentlicher Grund für den Erfolg von Joachim Gauck. Seine intensive Zuwendung zu den Menschen, die ihm begegnen, ist ganz und gar außergewöhnlich. Es ist vor allem dieser Wesenszug, mit dem er die Herzen der anderen gewinnt. Einschließlich der Journalisten, die sein Bild in den Medien prägen.

# Seeleute sind immer abwesend

*Als meine Familie nach Rostock zog, blieb Wustrow für mich ein Zufluchtsort, ein tröstlicher Bezugspunkt ein ganzes Leben lang: Als ich jung war und jetzt, da ich in die Jahre gekommen bin; als ich noch allein lebte und als ich verheiratet war; als ich noch ein Kind war und als ich Kinder hatte.*

Joachim Gauck

## Indianer in Wustrow

Wenn wir versuchen, uns zu erinnern, wo wir herkommen, denken wir irgendwann an den Ort, an dem wir Kind waren. Für Joachim Gauck ist dieser Ort Wustrow, eine kleine Gemeinde vierzig Kilometer nordöstlich von Rostock, direkt an der Ostsee gelegen. Fischland nennt man den schmalen Landstreifen, der Gaucks Heimat ist. Auf der einen Seite liegt das Meer, auf der anderen der Saaler Bodden – an seiner schmalsten Stelle ist das Land zwischen den beiden Gewässern keine fünfhundert Meter breit. Meist weht eine Brise, es riecht nach Meer und die Alten sprechen Plattdeutsch. Hier, wo andere Urlaub machen, wuchs Joachim Gauck in den ersten fünf Jahren seines Lebens auf. Später, als seine Mutter nach dem Krieg mit ihren Kindern nach Rostock gezogen war, verbrachten er und seine eineinhalb Jahre jüngere Schwester Marianne regelmäßig ihre Ferien in dem kleinen Küstenort. Sie wohnten dann bei Freunden ihrer Eltern, etwa in den Häusern des Pastors und des Arztes, wo sie aufgenommen wurden wie eigene Kinder.

Ein besonders intensives Verhältnis pflegte Joachim



1 Joachim Gauck mit Mutter Olga und Großmutter  
Antonie am Strand in Wustrow

Gauck zu seiner »Tante« Marianne Schliephake, die mit ihrer Familie einen Bauernhof in Wustrow besaß. In Wirklichkeit war die blonde und sehr attraktive Marianne gar nicht seine Tante, sondern eine Freundin seiner Mutter. Ihre Tochter Heidi, Gaucks Freundin seit den Wustrower Kindertagen, hegte keinen Zweifel: »Die hat er sehr geliebt und ein ganz enges Verhältnis zu ihr gehabt. Jochen hat meine Mutter damals vielleicht noch mehr geliebt als seine eigene.« Jochen war der Rufname von Joachim Gauck. Gesprochen mit langem o. Joochen. Seine Familie und seine Freunde aus der Kindheit nennen ihn bis heute so.

Zu der besonderen Beziehung zwischen dem Jungen und

Marianne Schliephake trug zweifellos bei, dass sie den Zwölfjährigen während seiner Schulferien im Sommer 1952 bei sich aufnahm, als er und seine Familie eine besonders schwere Zeit durchmachten. Dafür war er ihr für immer dankbar.

Im Jahr zuvor war Joachims Vater von zwei schwarz gekleideten Männern in einem Auto abgeholt worden und danach spurlos verschwunden. Niemand wusste, was mit ihm geschehen war. In der dörflichen Struktur Wustrows galt die Solidarität unter Freunden mehr als die neue Loyalität, die die SED einforderte. »Der Freundeskreis seiner Eltern hat damals wortlos geholfen«, erinnerte sich Heidi Lüneburg an diese die Existenz der Familie Gauck bedrohende Zeit. »Wenn da die anderen seiner Familie nicht beigestanden hätten, hätten die das nicht geschafft.«

Der Bauernhof von Tante Marianne war das reine Kinderparadies. Den ganzen Sommer über trugen die Jungen kurze Hosen und gingen barfuß. Bei schönem Wetter schliefen Joachim und Mariannes Sohn Burkhard in der Scheune im Stroh. Alles war grün, die große Wiese, die vom Haus direkt bis zum Bodden reichte, genauso wie das Schilf am Ufer. »Wir hatten Tiere, Land und Obstbäume, uns ging es gut«, berichtet Burkhard Schliephake. Am Wasser waren ein Holzsteg, auf den die Kinder sich zum Sonnen legten, und ein Anlegeplatz für Boote. Im Sommer schwammen sie im Bodden, im Winter liefen sie auf dem zugefrorenen Gewässer Schlittschuh. Hier lernte Joachim Gauck nicht nur schwimmen, sondern auch rudern und segeln. »Wir haben gespielt wie alle anderen auch, waren viel draußen und oft mit dem Boot unterwegs«, erinnerte sich Burkhard. »Immer war eine Riesenclique um uns, in die Jochen voll integriert war.«

Gelegentlich spielten die Kinder Indianer und Cowboy.



*2 Jochen und sein Freund Burkhard am Bodden in Wustrow*

Joachim war der Indianer mit prunkvollem Federschmuck auf dem Kopf und einem von Tante Mariannes Mann selbstgebastelten Tomahawk, der furchterregend echt wirkte. Burkhard war der Cowboy und sah in seinen von der Mutter genähten Kleidern, einschließlich der ledernen Ärmelstulpen, aus wie aus einem Wildwestfilm. Heidi schließlich musste regelmäßig am Marterpfahl leiden. Mehr als ein halbes Jahrhundert später, als Joachim Gauck gerade zum Bundespräsidenten gewählt worden war und er das in Berlin mit seinen Freunden groß feierte, erinnerte Heidi Lüneburg die Festgesellschaft an ihr damaliges Martyrium. Sie begann ihren kleinen Vortrag auf dem Fest so: »Es gab Zeiten, wo er die Freiheit seiner Mitmenschen nicht so ge-



3 *Indianer Jochen und Cowboy Burkhard*

schätzt hat wie heute. Es gab Zeiten, da hat er seine Mitmenschen gequält und geknechtet.« Dem einen oder anderen von Gaucks Gästen gefror das Lächeln im Gesicht. Dann warf Lüneburg das Indianer-Cowboy-Bild der drei Kinder an die Wand und löste das Rätsel auf: »Früh übt sich, was ein großer Häuptling werden will.« Die Erheiterung war groß.

Hier sind die Wurzeln von Joachim Gauck. Hierher würde er sein ganzes Leben lang immer wieder zurückkehren. Als Jugendlicher wie als verheirateter Familienvater. Die Verbundenheit mit seiner Heimat war so groß, dass er praktisch jeden Sommer wenigstens ein paar Tage auf dem Fischland verbrachte. In Wustrow legte und legt er sich keine Zwänge auf, egal ob als Pastor oder als Bundespräsident. Sein Jugendfreund Jörn Reiche erinnerte sich beispielsweise, wie der damalige Pfarrer in den siebziger Jahren während einer Fußball-WM unvermutet bei ihm zu Hause aufgetaucht war – sommerlich gekleidet, in kurzer Hose. Er wollte sich ein Spiel in größerer Runde am Fernseher mit ansehen. Fiel ein Tor, sprang er auf wie die anderen Gäste und jubelte lautstark mit. »Was, das war ein Pastor, das gibt's doch nicht!«, wunderte man sich in der Runde, als Reiche später Gaucks Beruf verriet.

Nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten verbrachte er Ostern 2012 nicht nur seine ersten freien Tage hier, sondern auch den anschließenden Sommerurlaub. Selbstverständlich, wie er es immer getan hatte, besuchte er bei dieser Gelegenheit mit seiner Lebensgefährtin Daniela Schadt auch seine alten Freunde. Der einzige Unterschied zu vorangegangenen Besuchen: Jetzt parkten zwei oder drei schwere, schwarze Limousinen mit Personenschützern in der Nähe. An einem dieser Tage klingelte bei Familie Reiche im Nachbardorf Niehagen das Telefon. Am Apparat war der Bun-



#### 4 Haare schneiden bei Familie Reiche 2012

despräsident, der vom Auto aus anrief: »Wir haben Hunger.« Wenig später saßen er und Daniela Schadt bei seinen Freunden am Küchentisch und aßen Schmalzbrote mit ihnen. Dann kam Gauck auf die Idee, sich die Haare schneiden zu lassen. Also wurde aus Ahrenshoop die Friseurmeisterin Silke Kischkel zur Familie Reiche nach Hause bestellt. Auf einem Küchenstuhl sitzend, ein Bier vor sich auf dem Tisch, ließ sich das deutsche Staatsoberhaupt von ihr seine Frisur neu in Form bringen. Anschließend fegte er die abgeschnittenen, auf den Boden gefallen Haare persönlich mit einem Reisigbesen zusammen und lachte dabei. »Was man schmutzig gemacht hat, muss man auch wieder sauber machen.« Ein anderes Mal lag er zusammen mit Daniela

Schadt im Bademantel am Strand in Wustrow. Kein Personenschützer war zu sehen. Ein paar Jungen, vielleicht zwölf Jahre alt, erkannten ihn und sprachen ihn an: »Bist du der Bundespräsident?« Gauck unterhielt sich mit ihnen eine Viertelstunde lang, sie gestikulierten, diskutierten, lachten. Die Jungs durften ein Bild von ihm machen, das sie sofort ihren Eltern schickten, um zu belegen, dass sie den ersten Mann im Staate kennengelernt hatten.

Man mag der Meinung sein, dass das nur kleine Randnotizen in der Biographie eines Bundespräsidenten sind. Doch das wäre ein Irrtum. Diese Anekdoten belegen, wie authentisch und ursprünglich Joachim Gauck geblieben ist. Staatsmännische Attitüden sind ihm genauso fremd wie der Gedanke, als Inhaber des höchsten Staatsamtes sein Privatleben zu ändern oder seine bestehenden sozialen Beziehungen in Frage zu stellen. Typisch für die Art, mit der Joachim Gauck seinen Uraltfreunden begegnete, ist eine Episode, die Heidi Lüneburg nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten mit ihm erlebte. Bei einem Telefonat fragte sie ihn beiläufig nach seiner neuen Handynummer. »Das ist noch die alte«, erklärte er ihr selbstironisch, »die haben mir mein Telefon noch nicht weggenommen.« Ein anderes bezeichnendes Erlebnis hatte die Patentante seiner Tochter Gesine, Sibylle Hammer, einige Monate vor seiner Wahl zum Bundespräsidenten bei einem gemeinsamen Essen in einem Restaurant. Humorvoll, mit fast kindlicher Freude sagte Gauck in Anspielung auf vergangene Zeiten und damit verbundene Einschränkungen zu seiner alten Freundin: »Du, Sibylle, ich bin jetzt reich. Bestell dir einfach, was du willst. Wirklich, du kannst essen, was du willst.« Gauck bekennt sich uneingeschränkt zu seiner Herkunft, zu seinen alten Freunden und zu seiner Sozialisierung. Den elften Bundespräsidenten zeichnet eine Ursprünglichkeit aus, die man von Politikern gemein-